

Kubak rieb sich müde die Augen. »Ich bin derjenige, der sie wirklich geliebt hat. Ich habe sie so sehr geliebt, daß ich blind war für das, was sie war. Aber selbst als ich es wußte, liebte ich sie immer noch.«

Ich wurde langsam ungeduldig. »Kein Gebet und kein Drink?« Mein Finger krümmte sich um den Abzug.

Es war ein sauberer Schuß, und er hatte einen leichten Tod. Das einzige war der Schock in den Augen eines Mannes, der merkt, daß der Tod nicht ganz das ist, was er erwartet hat, dann fiel er.

Ich nahm das Glas vom Fensterbrett und trank es mit wenigen Schlucken aus. »Ich habe sie genauso geliebt wie du«, sagte ich.

Der Whiskey brannte in meinem Magen. Ich ging zum Wasserhahn und trank ein Glas Wasser und wartete, daß das Brennen aufhörte.

Aber es hörte nicht auf. Es wurde schlimmer, bis ich mich zusammenkrümmte und mir den Magen hielt. Ich sah Kubak an, wie er da lag, und plötzlich wußte ich über den Whiskey Bescheid. Ich wußte, warum Kubak aufgehört hatte davonzulaufen. Der Drink sollte sein letzter auf dieser Erde sein. Aber er hatte ihn für mich aufgehoben. Als meinen Siegestrank. Als meinen Todestrank.

Ich fing an zu fluchen. Ich fluchte über den brennenden Schmerz, und weil ich Angst hatte zu sterben, und weil ich wünschte, ich hätte Helen nie gesehen.

Ich hoffte, sie briet in der Hölle.

Wie man Ire wird

Ich zog eine Augenbraue hoch, als Harold Winster sagte: »Ich möchte gern verschwinden.«

Er nickte. »Darum habe ich beschlossen, einen Experten aufzusuchen. Ich meine, als Detektiv müssen Sie ja regelmäßig Leute wiederfinden, die sich verdünnt haben, da schien es mir nur logisch, daß Sie auch wissen, wie man es anstellt, sie verschwinden zu lassen. Und zwar endgültig. Ich habe nicht das geringste Bedürfnis, je wieder gefunden zu werden.«

»Warum wollen Sie verschwinden?«

Er antwortete mit einer Gegenfrage. »Warum wohl wollen Leute absichtlich verschwinden?«

Ich zuckte die Achseln. »Weil sie gestohlen haben, weil sie ihre Frau nicht ertragen können, weil ihnen irgendwelche Schulden über den Kopf wachsen, und natürlich aus allen möglichen anderen Gründen.«

Harold Winster war ein Mann mit abfallenden Schultern, der aussah, als habe er schon einiges mitgemacht.

»Es ist meine Frau«, sagte er »Sie ist tyrannisch, faul und selbstsüchtig. Mit einem Wort: unerträglich.«

Aber wenigstens nicht untreu, dachte ich. Meine Gedanken schweiften für einen Augenblick zu meiner Frau Laura und James Porter. Sollte ich beide umbringen? Oder nur sie?

Ich wandte mich wieder Harolds Problem zu. »Wäre nicht eine Scheidung genau das Richtige für Sie?«

»Das habe ich meiner Frau vorgeschlagen, woraufhin sie versprach, mir allen nur möglichen Ärger zu machen, wenn ich es versuche. Und glauben Sie mir, Ärger machen kann sie. Nein, ich denke, das sicherste für mich ist es, einfach zu verschwinden.«

Ich betrachtete ihn einige Sekunden. »Wie kommen Sie darauf, daß ich Ihnen helfen würde, Ihrer Frau davonzulaufen? Kommt Ihnen das nicht unmoralisch vor?«

Er lächelte matt. »Mr. Carson, ich habe in der Zeitung über Sie gelesen. Und es war nie schmeichelhaft. Wenn Sie nicht völlig falsch beurteilt werden, bekommt man den Eindruck, daß moralisches Verhalten nicht gerade Ihre Stärke ist.«

Winster glaubte natürlich, er spräche mit Charles Carson, dessen Name draußen an der Tür stand.

Ich heiße auch Carson. Edward Carson. Charles Carson war mein Onkel.

Der Tag hatte damit begonnen, daß ich um zehn Uhr morgens in meiner Wohnung angerufen wurde.

»Sind Sie Edward Paul Carson?« hatte die Stimme gefragt.

»Ja«, hatte ich gesagt. »Wer spricht da?«

»Mein Name ist Villars. Ich rufe aus dem Memorial Hospital an. Sind Sie verwandt oder verschwägert mit einem Charles Frederick Carson?«

»Ja. Das ist mein Onkel. Was ist passiert?«

»Ich muß Ihnen leider mitteilen, daß er verstorben ist. Herzanfall. Ihr Name stand in seinem Adreßbuch, und da Sie denselben Nachnamen haben, dachte ich, ich versuche es als erstes bei Ihnen. War er verheiratet?«

»Nein«, sagte ich. »Ich bin sein einziger lebender Verwandter.«

Die Nachricht stimmte mich irgendwie traurig, aber mehr auch nicht. Onkel Charley und ich hatten uns nicht sonderlich nahe gestanden, und ich wußte sehr wenig Konkretes über ihn, außer, daß er seinen Lebensunterhalt als Privatdetektiv verdiente.

Ich hatte ihn als stattlich, rotgesichtig und überschwenglich in Erinnerung. Er war immer teuer gekleidet und trug einen großen Diamantring.

Villars räusperte sich und fuhr fort: »Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie herkommen könnten. Um die Leiche eindeutig zu identifizieren, wissen Sie, und die nötigen Maßnahmen zu treffen.«

»Natürlich«, sagte ich. »Ich bin in einer halben Stunde bei Ihnen.«

Laura kam ins Zimmer. »Wer war das?«

»Das Memorial Hospital«, sagte ich. »Mein Onkel Charley ist gestorben. Ich muß mich darum kümmern.«

Laura hatte dunkles Haar und kühle Augen. »Ist das der mit dem großen Diamantring?«

»Genau.«

Ich hatte meinen freien Tag und war noch nicht rasiert. Nachdem ich das erledigt hatte, ging ich in die Garage unseres Apartmenthauses hinunter.

Im Krankenhaus versicherte ich mich, daß es tatsächlich Onkel Charley war, und folgte dann Villars in sein Büro.

Er hatte offenbar etwas mit der Verwaltung des Krankenhauses zu tun.

»Der Tod ist um acht Uhr dreißig heute früh eingetreten. Offenbar war er gerade beim Frühstück in einem Restaurant.« Er sah die Adresse nach. »716 East Mason.«

Die Anschrift kam mir bekannt vor. Dann fiel es mir ein. »Er hatte sein Büro in dem Gebäude.«

Ich rieb mir den Nacken. »Diese Maßnahmen, die ich ergreifen soll. Ich habe so etwas noch nie gemacht.«

»Suchen Sie sich einfach irgendein Beerdigungsunternehmen. Die werden dann das meiste erledigen. Aber natürlich müssen Sie sich um die anderen, weniger dringenden Dinge kümmern. Seine Vermögensangelegenheiten und dergleichen.«

Ich suchte aufs Geratewohl einen Beerdigungsunternehmer aus dem Telefonbuch heraus. Nachdem ich die Sache in seine Hände gelegt hatte, ging ich zurück zu meinem Wagen.

Was wurde jetzt von mir erwartet? Sollte ich Onkel Charleys Freunde verständigen? Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, wer sie waren.

Sicher mußte ich mit seinem Vermieter sprechen und dafür sorgen, daß sein Büro geschlossen wurde.

716 Mason Street war ganz in der Nähe. Also fuhr ich erst einmal dort vorbei.

Es war ein fünfstöckiges Gebäude im älteren Teil der Stadt, und im Erdgeschoß waren eine Reihe unterschiedlichster Geschäfte, unter anderem ein Drugstore, ein Restaurant, ein Schuhgeschäft und ein Discountladen.

Ich merkte, daß ich Hunger hatte, außerdem war ich neugierig. Ich betrat das Restaurant und bestellte Kaffee und ein Sandwich.

Ich war im Augenblick der einzige Gast, und es dauerte nicht lange, bis der Besitzer sich in allen Einzelheiten über die Aufregung des Morgens verbreitete.

»Er war Privatdetektiv«, sagte er. »Hat oft hier gegessen. Charley Carson hieß er.«

»Ich weiß«, sagte ich. »Er war mein Onkel.«

Er schien überrascht, als könnte man es als Zufall anse-

hen, daß ich hier war. »Also, was Sie nicht sagen.« Er ging zur Garderobe und kam mit einem rehfarbenen Mantel und einem Hut zurück. »Charley hat Hut und Mantel hiergelassen. Ich meine, in der ganzen Aufregung habe ich vergessen, den Sanitätern die Sachen mitzugeben.« Er zögerte. »Sind Sie wirklich sein Neffe?«

Ich zeigte ihm meinen Führerschein, und damit schien er zufrieden.

Als ich mein Sandwich aufgegessen hatte, nahm ich den Hut und den Mantel und ging. Ein paar Schritte weiter rechts war der Haupteingang des Gebäudes, und ich trat in eine kleine, schäbige Halle.

Der Wandtafel entnahm ich, daß Onkel Charleys Büro im dritten Stock lag. Dann konnte ich eigentlich auch gleich nach oben gehen und seiner Sekretärin Bescheid sagen, falls sie noch nichts von seinem Tod wußte.

Als ich die Tür zu dem Büro aufmachen wollte, stellte ich fest, daß sie abgeschlossen war. Seine Sekretärin wußte offenbar schon Bescheid und war nach Hause gegangen.

Ich legte Onkel Charleys Mantel von einem Arm auf den anderen und hörte dabei einen Schlüsselbund klappern. Ich durchsuchte die Taschen und förderte zwei Schlüsselringe zutage. Der eine gehörte offensichtlich zu seinem Auto. Wahrscheinlich war es in der Nähe geparkt. Ich mußte dafür sorgen, daß es irgendwo untergestellt wurde oder so etwas.

Am anderen hingen ein halbes Dutzend oder mehr Schlüssel, die wohl zu seinem Büro und seiner Wohnung gehörten.

Ich zögerte kurz, dann nahm ich mir den zweiten Ring mit Schlüsseln vor und fand schließlich einen, der in das Schloß paßte. Ich schloß die Tür auf.

Charleys Suite, wenn man es so nennen konnte, bestand aus einem kleinen Wartezimmer und einem ebenso kleinen Büro dahinter. Beide waren sauber, aber es roch nach altem Gemäuer.

Im Büro standen ein Schreibtisch, zwei Stühle und ein Aktenschrank mit drei Schubladen.

Unversehens war ich dabei, die Schreibtischschubladen durchzusehen, fand aber nichts Interessantes und betrachtete den Aktenschrank.

Soweit ich wußte, verdiente Onkel Charley seinen Lebensunterhalt, und das war ungefähr alles. Aber immerhin war da dieser große Diamantring, und ich erinnerte mich, daß Onkel Charley stets einen großen Wagen neuester Bauart gefahren hatte.

Ich trat an den Aktenschrank. Wie erwartet, war er abgeschlossen, aber einer der Schlüssel löste dieses Problem.

Ich blätterte in einigen Aktenordnern herum. Wie es schien, hatte Onkel Charley eine vielschichtige und interessante Klientel gehabt.

Nach einem Weilchen machte ich den Aktenschrank zu, und als ich gerade, an Onkel Charleys Schreibtisch sitzend, über sein Einkommen grübelte, klopfte Harold Winster leise an die Glastür, die das Wartezimmer vom Büro trennte.

Wahrscheinlich hätte ich ihn sofort davon in Kenntnis setzen sollen, daß ich nicht Charles Carson war, aber die Neugier, was wohl für Leute zu Onkel Charley kamen, war größer, und ich dachte, es könnte nicht schaden, ein paar Minuten zuzuhören.

Und dann hatte Harold Winster mir zu einer angenehmen neuen Idee verholphen.

»Wie lange sind Sie verheiratet?« fragte ich jetzt.

»Zwölf Jahre. Ich habe mich wirklich sehr bemüht, mich anzupassen, Mr. Carson. Aber es war unmöglich. Schon seit acht Jahren plane ich, sie zu verlassen.«

»Acht Jahre Planung?« fragte ich.

»Nun ja, nicht direkt geplant. Mich darauf vorbereitet. Wissen Sie, ich wollte erst alles ordnen. Die Hypothek abtragen, verstehen Sie. Und ich hinterlasse ein ansehnliches Bankkonto, Aktien und natürlich das Girokonto. Und dann noch das Auto. Neues Modell von diesem Jahr.«

»Und was um alles in der Welt wollen Sie mitnehmen, wenn Sie gehen?«

»Nur soviel Kleidung, wie in einen Koffer geht, und zweihundert Dollar.«

»Das ist nobel von Ihnen«, sagte ich, und wir wußten beide, daß ich es nicht meinte.

Er errötete. »Nicht nobel natürlich. Es ist nur, daß ich ein ziemlich schlechtes Gewissen wegen des Weglaufens habe.«

Ich schob Onkel Charleys Aschenbecher ein paar Zentimeter nach rechts. »Eigentlich schade, daß Sie das Haus und das Auto, die Aktien und das Spar- und Girokonto einer Frau zurücklassen müssen, die das alles offensichtlich gar nicht verdient. Sie haben Jahre gearbeitet, um sich diese Dinge zu schaffen, oder?«

Er seufzte. »Ich habe sogar noch zusätzlich einen zweiten Job angenommen.«

Ich ging vorsichtig an die Sache heran. »Haben Sie jemals daran gedacht – vielleicht nur einen winzigen Augenblick –, Ihre Frau umzubringen?«

Sein Blick flackerte. »Wie können Sie nur etwas so Radikales vorschlagen? Außerdem würde ich nie ungeschoren davonkommen.«

»Manchen gelingt es.«

»Ich wäre der erste, den man verdächtigen würde.«

»Natürlich.«

Schweigen.

»Ich würde ein absolut wasserdichtes Alibi brauchen«, sagte er.

Ich nickte.

Er beugte sich etwas vor. »Sie glauben doch nicht, daß man jemanden anheuern könnte, um so etwas wie einen Mord zu begehen?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung«, sagte ich.

Er starrte mich vorwurfsvoll an und hatte offensichtlich das Gefühl, aus der Reserve gelockt worden zu sein.

Diesmal schob ich den Aschenbecher nach links. »Haben Sie schon mal daran gedacht, Morde zu tauschen?«

Er runzelte die Stirn. »Morde tauschen? Sie meinen, daß ich zum Beispiel Ihre Frau umbringe und Sie meine?«

»Man könnte darüber nachdenken.«

Er dachte darüber nach, und Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn. »Ich glaube, es ist besser, wenn ich einfach nur verschwinde.«

»Natürlich«, sagte ich. Ich zog mir ein Blatt Papier heran und griff nach einem Stift. »Ihr voller Name und Ihre Adresse bitte?«

Er gab sie mir. »Ich weiß, daß es eigentlich ganz leicht ist zu verschwinden. Man steigt in einen Bus, einen Zug oder ein Flugzeug und fährt einfach in einen anderen Teil des Landes. Jahr für Jahr tun es Tausende. Nein, die eigentlichen Schwierigkeiten liegen darin, eine neue Identität anzunehmen. Schließlich habe ich nicht vor, Einsiedler zu werden. Und heutzutage scheinen alle möglichen

Papiere und Dokumente nötig zu sein, um zu beweisen, daß man existiert.«

Ich stimmte ihm zu und erklärte: »Ehrlich gesagt habe ich noch nie jemandem geholfen zu verschwinden. Ich muß mich damit befassen. Könnten Sie am Mittwoch wiederkommen? Gegen elf?«

Er nickte. »Was wird das kosten?«

»Ich bin sicher, daß wir zu einer Einigung kommen werden, die uns beide gleichermaßen zufriedenstellt.«

Sein Blick glitt suchend durchs Büro. »Sie haben nicht zufällig ein Bild von ihr?«

»Ein Bild von wem?«

»Ihrer Frau.«

»Der Rahmen war beschädigt«, sagte ich. »Ich habe es zur Reparatur gebracht. Vielleicht ist es ja bis Mittwoch fertig.«

Als er weg war, lehnte ich mich im Stuhl zurück.

Laura hatte mich hauptsächlich geheiratet, um eine Basis zu haben, von der aus sie sich etwas Besseres suchen konnte. Ich war mir dessen natürlich zu Beginn unserer Ehe nicht bewußt gewesen.

Daß es so war, ging mir allmählich auf, als ich merkte, daß Laura alles über die Männer wissen wollte, mit denen wir bei Geselligkeiten zusammenkamen, wobei ihr besonderes Interesse deren finanzieller Situation galt. Unser gesellschaftliches Leben spielte sich auf keinem allzu hohen Niveau ab – schließlich war ich nur Buchhalter bei der Baufirma Bradley –, aber hier und da kamen wir schon mit den besseren Kreisen in Berührung.

Im Lauf der Zeit wurde Laura mir gegenüber zunehmend kühler, und es kam zu nicht erklärten Abwesenheiten und direkten Lügen ihrerseits.

Kurz, die ganze Situation sah sehr nach einer faulen Sache aus. Ein anderer Mann?

Erst überlegte ich, ob ich zu Onkel Charley gehen und ihn bitten sollte nachzuforschen. Doch weitere Überlegungen brachten mich zu der Überzeugung, daß es besser sei, wenn jemand Neutraler das übernahm.

Die Agentur Wells, ›Vertrauliche Ermittlungen‹, bestätigte mir rasch, daß Laura tatsächlich ein außerhäusliches Interesse hatte, wobei es sich um einen gewissen James Wilson handelte, stellvertretender Direktor von Bradley Bau, mit dem Doppelten meines Einkommens.

Das war der Schlüssel zu Laura, dachte ich. Nicht Männer, sondern Geld. Wahrscheinlich konnte sie dem Geld treu sein.

Natürlich war ich empört, als ich von der Affäre erfuhr. Mein erster Impuls war, beide zu erschießen.

Doch als ich weiter darüber nachdachte, zögerte ich. Es wäre zwar befriedigend, Laura und diesem Wilson zu geben, was sie verdienten, aber andererseits, was hatte ich davon, wenn ich festgenommen und ins Gefängnis gesteckt wurde?

Nein, wie ein Narr mußte ich mich nicht unbedingt benehmen. Die Morde an meiner Frau und Wilson mußten gekonnt und risikolos ausgeführt werden.

Aber wie? Das war mein Problem gewesen.

Das Telefon neben mir klingelte, und ich nahm den Hörer ab.

»Charley?« fragte die Stimme.

»Tut mir leid«, sagte ich, »aber Charley ist nicht da. Wer spricht denn?«

Er war ein bißchen vorsichtig. »Wer sind Sie?«

»Charleys Neffe.«

Er beschloß, mir zu trauen – jedenfalls bis zu einem gewissen Grad »Aha. Hier ist Pinky Muller. Sagen Sie Charley, wenn er wiederkommt, daß ich angerufen habe, und er soll mal zurückrufen.«

»Tut mir leid, Mr. Muller, aber mein Onkel kommt nicht wieder. Nie mehr.«

Es folgte eine Pause. »Wie meinen Sie das?«

»Er ist heute morgen gestorben. Herzanfall.«

Er ließ die Information sacken. »Puh, das tut mir aber leid. Er war immer einer meiner besten –« Er seufzte. »Na ja, das ist der Lauf der Welt. Heute noch da, und morgen tot. Ich werde auf die Anzeigen achten und Blumen schicken.«

Als er aufgelegt hatte, schloß ich das Büro ab und fuhr zu Onkel Charleys Wohnung. Mit einem der Schlüssel von seinem Bund schloß ich die Tür auf.

Es war ein Einzimmerapartment. Ich schaute in den kleinen Kühlschrank im Küchentrakt. Onkel Charley war zum Essen ganz offensichtlich ausgegangen. Ich fand nur einen Sechserpack Bier, von dem eine Flasche fehlte.

Ich setzte mich in den einzigen Sessel und sah mich um. Nicht viel zu sehen hier.

Ich mußte an Onkel Charleys Diamantring denken. Wahrscheinlich würde ich ihn erben.

Wie würde das Verfahren sein? Gerichtliche Testamentseröffnung oder so etwas? Und wie lange würde es dauern? Würde ich den Ring verkaufen müssen, um die Erbschaftssteuern bezahlen zu können?

Ich stand auf und fing an, das Zimmer zu durchsuchen, ohne genau zu wissen, was ich eigentlich suchte.

Ich fand nichts.

Offensichtlich war Onkel Charley nicht der Typ, der

Geld unter der Matratze versteckte. Wenn er Geld hatte. Und ich hatte kein Sparbuch gefunden. Nur einen Kontoauszug, dem zu entnehmen war, daß sich Ende des letzten Monats auf Charleys Girokonto 273 Dollar und 86 Cents befanden.

Als ich mein Taschentuch hervorziehen wollte, berührte ich zufällig den Schlüsselring. Ich holte ihn heraus.

Der kleine da. Vielleicht der Schlüssel zu einem Bankschließfach?

Ich fuhr zur Bank, bei der Charley sein Girokonto hatte und trug mich mit seinem Namen ins Buch ein.

Unten im Keller verglich ich die Schlüsselnummer mit einem der Schließfächer und schloß es auf.

Laura probierte den neuen Chinchilla an.

»Wenn er nicht paßt, bringe ich ihn wieder zurück«, sagte ich.

»Er paßt«, sagte sie. »Woher hast du das Geld?«

»Mach dir darüber keine Gedanken«, sagte ich. »Die Finanzen laß mal meine Sache sein.«

»Von wegen!« Sie sah mich an. »Hast du Firmengelder veruntreut?«

»Nein«, sagte ich. »Ganz bestimmt nicht. Ich schwöre es.«

Ihre Augen wurden zu Schlitzern. »Hat dein Onkel Charley dir ein Päckchen hinterlassen?«

Ich legte das Seidenpapier in die lange Schachtel zurück. »Als Onkel Charley starb, hatte er keine dreihundert Dollar auf seinem Girokonto.«

»Ich hatte nicht gerade den Eindruck, daß er arm sei.«

»Er hat ja auch ganz gut verdient, aber er hat es genauso schnell wieder ausgegeben, wie es hereinkam.«

»Und sein riesiger Diamantring?«

»Glas«, sagte ich. »Oder woraus man heutzutage Imitationen herstellt.«

Sie ließ nicht locker. »Wo zum Teufel hast du dann das Geld her?«

»Laura«, sagte ich, »manchmal ist es besser, wenn man nicht zuviel weiß. Wenn du je von den Finanzbehörden gefragt wirst –« Ich machte den Karton zu. »Ich will damit sagen, daß die beste Möglichkeit, sich Ärger vom Hals zu halten, immer darin besteht, nichts zu wissen.«

Sie starrte mich an. »Gibt es Ärger?«

»Nein«, sagte ich. »Ich bin ganz sicher, daß es keinen geben wird. Trotzdem halte ich es für besser, auf Nummer Sicher zu gehen, findest du nicht?«

Nach einem Weilchen lächelte sie leicht. »Also gut, richten wir uns nach dir. Jedenfalls für den Augenblick.«

Harold Winster hielt seine Verabredung am Mittwoch ein.

Er blickte finster drein. »Sie sind gar nicht Charles Carson. Ich habe die Todesanzeige gelesen.«

»Charles Carson war mein Onkel«, sagte ich. »Ich habe sein Geschäft übernommen. Tut mir leid, daß ich vergaß, es Ihnen zu sagen. Mein Name ist Edward Carson.«

Er fand sich damit ab und sah sich wieder im Büro um. »Ich sehe ihr Bild nicht.«

»Der Rahmen ist noch nicht repariert«, sagte ich.

Harold seufzte. »Also, zu meinem Verschwinden. Erfinden wir einen neuen Namen für mich? Und fälschen wir meine Ausweispapiere?«

»Nein«, sagte ich. »Keine Fälschungen. Es ist immer besser, jemand zu sein, der wirklich existiert, für den Fall, daß es einer nachprüfen will. Wie alt sind Sie?«

»Achtunddreißig.«

»Wenn wir Ihnen sowieso eine neue Identität verpassen«, sagte ich, »wären Sie gern älter oder jünger?«

Er dachte einen Moment nach. »Nein, ich glaube achtunddreißig paßt mir eigentlich ganz gut.«

Ich ging mit ihm zu meinem Wagen, und wir fuhren zur Stadtbücherei, wo wir uns eine Zeitung aus dem Jahr 1928 herausuchten. Ich schlug die Seite mit den Geburtsanzeigen auf. »Suchen Sie sich einen Vater aus«, sagte ich.

Er sah sich die Liste an. »Ich habe die Iren immer sehr bewundert. Patrick Aloysius O'Brien klingt doch gut. Aber wir wissen immer noch nicht, wie ich dann heißen werde. Hier steht nur: Wir gratulieren zur Geburt eines Sohnes, und dann die Namen der Eltern.«

Als der Bibliothekar das Einwohnermeldebuch für 1930 aus dem Keller brachte, schlugen wir unter Patrick Aloysius O'Brien nach und stellten fest, daß er in der West Galena Street 136 wohnte. In dem Jahr war er Vater von acht Kindern, der Zweijährige hieß Michael Byrnes O'Brien.

Harold wiederholte den Namen: »Michael Byrnes O'Brien, das gefällt mir gut. Es klingt sehr melodisch.«

Ich schaute ins neueste Einwohnermeldebuch und sah, daß Michael Byrnes O'Brien immer noch in der Stadt wohnte und inzwischen selbst Vater von drei Mädchen war. Ich schrieb mir die Adresse heraus.

Dann gingen wir zu meinem Auto zurück.

Harold wirkte während der Fahrt nachdenklich. »Ich habe über das Auto nachgedacht.«

»Auto? Welches Auto?«

»Mein Auto«, sagte Harold. »Ehrlich gesagt das Beste, was ich je hatte. Und es ist abbezahlt und alles.«

»Sie werden es zurücklassen müssen«, sagte ich. »Es ist

auf Ihren Namen zugelassen, und der steht auch im Führerschein. Dadurch könnte man Ihre Spur finden.«

Er stimmte zu, aber ziemlich traurig. »Sie haben wahrscheinlich recht.«

Ich fuhr an der Stelle vorbei, wo eigentlich West Galena Street 136 sein sollte. Jetzt erstreckte sich über dieses und die benachbarten Grundstücke ein riesiger Supermarkt. Hie und da gab es noch Einfamilienhäuser, aber es war schon deutlich, daß alles sich hier veränderte und die Gegend in eine dieser Hochhauslandschaften umgewandelt werden sollte.

Ich fuhr herum, bis ich die nächste katholische Kirche fand. »Zuerst besorgen wir Ihnen eine Geburtsurkunde. Sagen Sie dem Priester, Sie hätten das Original verloren.«

Harold war unsicher. »Woher wissen wir, daß Michael Byrnes O'Brien katholisch war?«

Ich sah ihn nur an, und er wurde rot. »Das war wohl eine törichte Frage. Aber muß ich, um eine Geburtsurkunde zu bekommen, nicht beweisen, daß ich Michael Byrnes O'Brien bin?«

»Nein«, sagte ich. »Ihr Wort genügt. Priester gehen nicht davon aus, daß man sie anlügt.«

Im Pfarrhaus sah ein junger Pfarrer im Taufregister des Jahres 1928 nach, um sich über die Taufe eines gewissen Michael Byrnes O'Brien zu vergewissern, und füllte dann einen neuen Taufschein aus.

Auf dem Weg nach draußen warf Harold fünf Dollar in die Sammelbüchse für die Armen.

Im Auto seufzte Harold erneut. »Ein Jammer, daß ich Flora das Haus lassen muß. Sie hat sich nie besonders dafür interessiert.«

»Vergessen Sie das Haus«, sagte ich. »Sie können es

nicht mitnehmen.« Ich sah ihn neugierig an. »Sie denken doch nicht daran, die Sache abzublasen, oder?«

»Gütiger Himmel, nein«, erklärte er energisch. »Ich könnte es keinen Monat länger mit dieser Frau aushalten. Die einzige Lösung ist, daß ich weggehe.«

»Natürlich«, sagte ich.

In der Innenstadt parkten wir in der Nähe des Rathauses und gingen dann nach oben zum Geburtenregister.

Wir stellten uns an einem der Schalter an, und Harold folgte meinen Anweisungen.

»Ich kann meine verdammte Geburtsurkunde nirgends finden«, beschwerte er sich. »Was muß ich tun, um ein Duplikat zu bekommen?«

»Genau das, was Sie gerade tun«, sagte der Mann hinter dem Schalter. »Wie heißen Sie?«

»Michel Byrnes O'Brien«, sagte Harold stolz. Er gab die Adresse des nichtsahnenden Michael Byrnes O'Brien an.

Harold sah zu, wie der Angestellte ein Formular ausfüllte. »Wenn drei Töchter im Haus herumgeistern, müssen ja zwangsläufig Sachen verlorengehen.«

Der Angestellte nickte abwesend. »Können Sie sich irgendwie ausweisen? Haben Sie vielleicht Briefe dabei oder so etwas?«

»Das nicht«, sagte Harold. »Aber ich habe meinen Taufschein ausgebuddelt. Genügt der?«

Der Mann warf einen Blick auf das Papier.

Harold deutete mit dem Daumen auf mich. »Eddie wird für mich bürgen, nicht wahr, Eddie? Unsere Schreibtische stehen seit fünfzehn Jahren Seite an Seite.«

Ich sah flüchtig auf meine Armbanduhr. »Und wir werden Seite an Seite gefeuert, wenn wir nicht vor eins wieder dransitzen.«

Der Angestellte konsultierte im hinteren Teil seines Kabäuschens ein Adreßbuch und schien zufrieden. Fünf Minuten später hatte Harold seine Geburtsurkunde.

Wir gingen den Gang entlang zum Büro der Führerscheinstelle.

Harold sprach einen Angestellten an. »Mein Name ist Michael Byrnes O'Brien. Vor zwei Wochen ist mir die Brieftasche gestohlen worden. Ich hatte gehofft, der Kerl würde wenigstens soviel Anstand haben, sie leer in einen Briefkasten zu werfen, aber das ist nicht passiert. Ich fürchte, ich brauche ein Duplikat meines Führerscheins.«

Für den Angestellten war die Geschichte alltäglich. Er nickte mechanisch. »Haben Sie Ihre Geburtsurkunde mitgebracht?«

Nachdem wir unsere Mission erfüllt hatten, gingen wir zu den Fahrstühlen.

»Was ist mit meiner Sozialversicherungskarte? Bekomme ich da auch ein Duplikat?« wollte Harold wissen.

»Nein«, sagte ich. »Melden Sie sich einfach dort, wo Sie sich niederlassen wollen.«

»Werden die dann nicht wissen wollen, warum ich mit dem Antrag gewartet habe, bis ich achtunddreißig war?«

»Das bezweifle ich. Aber wenn Sie gefragt werden, sagen Sie einfach, daß Sie nie eine Sozialversicherungskarte hatten, weil Sie bis jetzt von privatem Vermögen gelebt haben. Das sei inzwischen verbraucht, und nun seien Sie gezwungen zu arbeiten.«

Im Auto wurde Harold wieder nachdenklich. Schließlich sagte er: »Als ich das erste Mal bei Ihnen war, haben Sie so was erwähnt wie – äh – Morde tauschen?«

»Ach das«, sagte ich. »Das war nur so ein Gedanke. Vergessen Sie's.« Ich ließ den Motor an und fädelt mich in den fließenden Verkehr ein. »Im großen und ganzen haben Sie jetzt alles, was Sie brauchen, um unterzutauchen. Wann gedachten Sie zu verschwinden?«

Er beobachtete den Verkehr auf der Gegenfahrbahn. »Na, vielleicht in vier oder fünf Tagen. Es gibt noch ein paar Kleinigkeiten, die ich erledigen und über die ich nachdenken muß.« Er holte tief Luft. »Ehrlich gesagt, es würde mir überhaupt nichts ausmachen, wenn meine Frau sterben würde. Überhaupt nichts.« Er stieß die Luft aus. »Ich komme noch einmal zu Ihnen, bevor ich gehe. Um Ihnen Ihr Honorar zu bringen, wissen Sie.«

»Lassen Sie uns eine Zeit vereinbaren«, sagte ich. »Ich bin nicht immer in meinem Büro.«

Wir stiegen in das große neue Auto, und ich fuhr los.

Nach einer Weile schloß Laura die Augen. Sie badete offensichtlich förmlich in dem Luxus dieser Ausfahrt.

»Wie gefällt dir die Kette?« fragte ich.

»Sie ist wunderschön.«

»Siebzehntausend wollten die dafür haben«, sagte ich.

Sie lächelte.

»Ich war nicht ganz sicher, ob du vielleicht lieber Perlen gehabt hättest.«

Sie öffnete die Augen und musterte mich. »Ich ziehe Diamanten vor.«

Auf dem Lake Shore Drive hielt ich an.

»Ist was?« fragte sie.

»Nein.« Ich deutete auf das große normannische Haus hinter dem zwei Meter hohen Eisenzaun. »Wie gefällt dir das?«

Sie starrte ein paar Sekunden lang hin, dann wandte sie sich mir zu.

Ich lächelte und startete den Wagen wieder. Ich schwenkte in die kreisförmige Auffahrt und hielt vor dem Haupteingang.

»Wem gehört es?« fragte sie vorsichtig.

Ich holte den Schlüssel aus meiner Tasche und ließ ihn vor ihrer Nase tanzen.

»Rate mal«, sagte ich.

Nachdem ich Laura in unsere alte Wohnung zurückgebracht hatte, damit sie sich ums Packen kümmerte, ging ich zur Telefonzelle hinunter und rief noch einmal bei der Agentur Wells an.

Zwei Tage später saß ich bei Eugene Wells im Büro.

Er stellte den Kassettenrekorder auf seinen Schreibtisch und stöpselte ihn ein. »Sie haben sich wie gewöhnlich im »Antlers Hotel« getroffen.«

Wir setzten uns und hörten uns das Band an.

Als es durchgelaufen war, sagte Wells: »Bei der Wahl ihrer Worte, mit denen sie die Affäre beendet hat, war sie nicht gerade zimperlich, was?«

Ich stimmte ihm zu. »Und Sie glauben nicht, daß die beiden je wieder zusammenkommen?«

»Unmöglich«, meinte Wells. »Nicht nach dem, was sie ihm alles an den Kopf geworfen hat. Und umgekehrt.«

Ich rief mir Teile der Unterhaltung ins Gedächtnis. »Die Perlen hat sie ihm offenbar zurückgegeben, oder?«

Wells nickte. »Etwas voreilig, würde ich sagen. Selbst wenn es Zuchtperlen waren, wissen wir doch, daß Wilson fast fünfhundert Dollar dafür ausgegeben hat.« Er warf einen Blick auf den Bericht, der vor ihm lag. »Als sie weg war, ist Wilson noch zwanzig Minuten geblieben. Offen-

bar ist die Perlenkette gerissen, als sie ihm das Ding ins Gesicht geworfen hat. So lange hat er gebraucht, bis er sie alle wiedergefunden hatte.«

Harold Winster setzte sich und seufzte. »Ich kann es einfach nicht tun.«

»Was tun?«

»Eine fremde Frau umbringen.«

»Nein?«

»Nein«, sagte er. »Nach unserem letzten Treffen habe ich mir Ihre Adresse herausgesucht und bin hingefahren, um mir Ihre Frau vorher mal anzusehen. Ich habe an Ihrer Wohnungstür geklingelt und vorgegeben, Lexika verkaufen zu wollen.«

»Und?«

»Sie wollte kein Lexikon kaufen. Ich meine, als ich sie dann so direkt vor mir hatte, wußte ich, daß ich keinen Menschen umbringen kann. Meine Frau eingeschlossen, nehme ich an.«

»Aber Sie wollen sie immer noch verlassen?«

»Ja. Mord ist nicht die einzige Lösung.«

»Harold«, sagte ich. »Sie sind trotzdem ein Trottel.«

Als er gegangen war, schloß ich das Büro ab.

Ich starrte auf Onkel Charleys Namen an der Milchglastür.

Nein, Onkel Charley hatte mir nichts hinterlassen. In seinem Banksafe waren nur ein paar persönliche Papiere gewesen, und der Diamantring war tatsächlich eine Imitation. Wenn Onkel Charley Geld verdient hatte, war es schnell wieder weggegangen, das meiste an Pinkie Muller, seinen Buchmacher.

Ich ging nach unten zu meinem Auto und fuhr los.

Harold hatte es gesagt: »Mord ist nicht die einzige Lösung.« Und er hatte recht. Durch unseren Gedankenaustausch hatte ich von ihm gelernt. Es gibt eine Rache, die süßer schmeckt, ungefährlicher ist und länger währt.

Ich hatte meine Aktien verkaufen müssen, um all die Anzahlungen zu leisten, und das war ein Verlust, aber es tat mir nicht leid.

Bald würden sie kommen und die Diamanten zurückholen, und den Pelzmantel, und das Auto, und die Kleider. Bald würde sie merken, daß ich das Haus nicht gekauft hatte. Ich hatte es gemietet.

Alle diese Dinge hatten ihr gehört – für kurze Zeit –, und dann waren sie ihr weggenommen worden.

Ich lächelte.

Ja, Laura würde an mich denken. Ewig.

Ich parkte meinen Wagen und stieg aus.

Der ältere Priester, der am Schreibtisch saß, rauchte eine Briar-Pfeife.

Ich sah rasch noch einmal auf den Zettel, den ich in der Hand versteckt hielt.

»Mein Name ist Sean Egan O'Herlihy«, sagte ich. »Es tut mir leid, aber ich habe meinen Taufschein verloren und hätte gern ein Duplikat.«